

Liebe, sehr geehrte Margaret Atwood, sehr geehrter Herr Botschafter Boehm, sehr geehrte Frau Bürgermeisterin Jörder, liebe Elisabeth Ruge, liebe Kolleginnen und Kollegen der Jury, meine sehr geehrten Damen und Herren!

Ich freue mich über die Maßen, heute die Laudatio zur Vergabe des Nelly-Sachs-Preises halten zu dürfen. Es ist mir nämlich geradezu ein persönliches Glück – als begierige Literatur-Leserin wie auch als Zeitgenossin dieses schon jetzt so problembeladenen Jahrhunderts –, dass niemand anders als Margaret Atwood hier geehrt wird: Für mich ist sie ein Vorbild im menschlichen wie im politischen und, dies natürlich nicht zuletzt, auch im literarischen Sinne. Zudem ist sie, wie mir scheint, eine Preisträgerin ganz im Sinne von Nelly Sachs.

Mehr noch: Es kommt mir so vor, liebe Margaret Atwood, als verbände Sie mit der Namensgeberin dieses Preises weit mehr als die grundsätzliche Übereinstimmung darin, dass es das fundamentale Recht des Menschen sei, in Frieden, Würde und gegenseitiger Achtung sein Leben verbringen zu können. Was ich zu sehen meine, wenn ich auf Ihre beiden doch so grundverschieden erscheinenden Lebensläufe schaue wie auf die Werke, die daraus gefolgt sind, ist eine tief reichende Verwandtschaft – eine über Zeiten, Kontinente und unterschiedliche literarische Arbeitsweisen hinweg reichende nahe Verbundenheit. Und ich hoffe, Sie erlauben mir, diesem Gedanken im Folgenden durch Ihrer beider Leben und Werk hindurch nachzugehen: so dass am Ende die eine große Autorin durch das, was sie ist und wofür sie steht, die jeweils andere ehrt.

Es gibt ja Verwandtschaften, die erhellen sich nicht auf den ersten Blick. Denn können wir uns, betrachten wir auch nur ihre Biografien, zwei unterschiedlichere Schriftstellerinnen vorstellen als Margaret Atwood und Nelly Sachs? Das fiele doch wohl schwer: Geboren neun Jahre vor dem Ende des 19. Jahrhunderts in der Hauptstadt des deutschen Kaiserreiches die eine – einziges Kind einer jüdisch-deutschen Fabrikantenfamilie, aufwachsend mit allen Annehmlichkeiten, die einem Mädchen ihres Standes zuteil werden konnten; trotzdem als Siebzehnjährige in eine Lebenskrise mit heftigen psychosomatischen Folge-Erscheinungen stürzend, die über längere Zeit eine Behandlung in einer Klinik nach sich zog; dichtend als junge Frau im Berlin der wilden Zwanzigerjahre, ohne doch je in Kontakt zu treten mit der literarischen Szene der Stadt; eine junge Autorin, die immerfort schreibt, aber kaum veröffentlicht, stattdessen ihre Gedichte und Prosa-Arbeiten an die schwedische Literaturnobelpreisträgerin Selma

Lagerlöf schickt, von der sie als Antwort eine Postkarte erhält, adressiert an „Fräulein Nelly Sachs, Schriftstellerin“. Hier wird sie zum ersten Mal mit ihrer eigentlichen Berufsbezeichnung angesprochen, und auf der Karte steht geschrieben: „Hätte es selbst nicht besser tun können“ – eine freundliche Ermutigung also des berühmten Idols für seinen Fan, mehr aber auch zunächst nicht. Es dauerte lange, bis der Name Nelly Sachs die Weltöffentlichkeit erreichte.

Nie hat diese Dichterin einen zivilen Beruf ausgeübt, blieb in Fürsorge und Pflege ganz auf ihre Eltern bezogen, in einem engen Kreis, der sich nach dem frühen Tod des Vaters noch einmal verengte, und umso dramatischer noch, nachdem am 30. Januar 1933 die NSDAP an die Macht gewählt worden war – in der letzten Minute verließ die Neunundvierzigjährige mit ihrer Mutter per Flugzeug ihre Heimatstadt Berlin und führte fortan in der schwedischen Hauptstadt ein ärmliches Dasein, so arm, dass der schwedische Staat ihr noch im Dezember 1950, in ihrem 60. Lebensjahr, die Staatsbürgerschaft aufgrund „ungesicherter sozialer Verhältnisse“ verweigern wollte. Und doch war gerade hier die deutsche Jüdin – zusammen mit ihrer Mutter eine winzige Einzimmerwohnung bewohnend, in deren Küchenecke sie des Nachts ihre Gedichte schrieb – erst wirklich zu einer Dichterin geworden. Hier, in der Fremde, hatte sie ihre eigene Sprache gefunden und auch ihr Thema: die versuchte Ausrottung des jüdischen Volkes und das „Leben unter Bedrohung“. 1966, an ihrem 75. Geburtstag, erhielt Nelly Sachs in Stockholm als erste Dichterin deutscher Sprache den Literaturnobelpreis. Und starb dreieinhalb Jahre danach, hoch geehrt, in ihren späten Jahren jedoch von einem seelischen Leiden in immer kürzeren Abständen heimgesucht; immer noch im Exil.

Wie anders dagegen die Geschichte jener anderen Großen der Literatur, die wir heute feiern. Margaret Atwood, geboren fast ein halbes Jahrhundert nach Nelly Sachs in Kanada, aufgewachsen bis zu ihrem achten Lebensjahr in der Wildnis, stets aber in gesicherten Familienverhältnissen lebend (vom Dasein auch ihrer frühen Jahre berichtet ihr wunderbarer Prosaband „Moralische Unordnung“ (2008)). Margaret Atwood also, Studentin der englischen Sprache und Literatur, eine hochklassig ausgebildete Intellektuelle, die an verschiedenen Hochschulen lehrte und sich früh Verdienste als Verfasserin der ersten kanadischen Literaturgeschichte erwarb. Der Titel, den sie für dieses Buch wählte, könnte als Obertitel auch über ihrem gesamten literarischen Werk stehen: „Survival“, „Überleben“.

Als dieses Buch erschien, hatte die Dreiunddreißigjährige allerdings bereits Gedichte veröffentlicht, auch einen ersten Roman, „Die essbare Frau“ (1969). Mit diesem Titel hatte sie zugleich den zweiten Themenkreis benannt, mit dem sie sich künftig als Schriftstellerin in den unterschiedlichsten Formen und Szenarien befassen würde: die Lebens- und Überlebensmöglichkeiten von Frauen in der uns bekannten Zivilisation, in den Werken späterer Jahre aber auch immer wieder in imaginierten Gesellschaftsmodellen, die in der literarischen Phantasie wie unversehens aus demokratischen Systemen hervorgehen und ins Anti-Humane, in diktatorische Verhältnisse entgleisen.

Immer nebeneinander zu sehen waren dabei seit dem Ende der sechziger Jahre Margaret Atwoods Essays, die Prosa und das umfangreiche poetische Werk (von dem uns in Deutschland leider keine Übersetzung vorliegt), und es fällt schwer, ja, es scheint nachgerade unmöglich, die Geschichte dieser Autorin nicht als diejenige glänzender Erfolge zu erzählen – 1985, mit dem Erscheinen ihres Romans „Der Report der Magd“ (den Volker Schlöndorff unter dem Titel „Die Geschichte der Dienerin“ verfilmte), begann ihre internationale Autorinnen-Karriere. Da war Margaret Atwood 45 Jahre alt – vier Jahre jünger als die ins Exil fliehende Nelly Sachs.

Von einem verarmten, beengten, vor der Welt fast völlig verborgenen Dasein in der Emigration konnte bei der kanadischen Autorin der Enkelgeneration glücklicherweise nicht die Rede sein. Vielmehr sehen wir hier die Geschichte einer immer weiträumigeren, zunehmend welterfahrenen Entfaltung eines Menschen und seiner vielgestaltigen intellektuellen wie literarischen Begabungen vor uns – eine Geschichte, die aufgrund der Neugier, Energie und Durchsetzungsfähigkeit, die darin wirken, nicht zuletzt aber auch wegen der völligen Abwesenheit von Verbissenheit als vorbildhaft für schreibende Frauen ihrer Generation gelesen werden kann.

Ein Glückskind hinsichtlich ihrer Lebensbedingungen wie ihrer Literatur, möchte man meinen, steht in Margaret Atwood der vielfach heimgesuchten Namensgeberin dieses Preises gegenüber. Nelly Sachs, welche noch Ende der fünfziger Jahre im Brief an eine Freundin mit selbstironischer Sachlichkeit feststellte: „(Ich) bin ja niemals eine Dichterin gewesen, habe nie einen Schreibtisch bis zum Augenblick besessen – meine Manuskripte liegen hier im Küchenschrank“; ihrer Lektorin, der Lyrikerin Elisabeth Borchers, schrieb sie 1959: „Ich selbst bin kein literarischer Mensch. (...) Ja, eigentlich bin ich eine richtige Hausfrau. Niemals eine Dichterin. So fremd dieser Ausdruck. Aber

können wir Frauen“, fuhr sie fort, „es auch eigentlich sein. Wir werfen doch unser Leben in Flammen und stammeln dahin in äußerster Not.“ Spätestens hier wohl würden wir wünschen, die erste und die fünfundzwanzigste Trägerin des Nelly-Sachs-Preises wären einander einmal begegnet. Denn genau das, was Nelly Sachs über sich selbst festhielt, bezeichnet die Fragestellung, die Margaret Atwood bis auf den heutigen Tag beschäftigt: Wie kommt eine Frau in die Lage, die ihr zugeschriebene Rolle zu verlassen, ihr Leben nicht „in Flammen zu werfen“ und es damit ohne Rest für andere und von anderen aufzehren zu lassen? Wie also ist der aufgezwungene Status des Opfers zu überwinden? Nelly Sachs hätte dazu allein anhand ihrer eigenen Geschichte einiges zu sagen gewusst und auf die Frage vermutlich geantwortet: letztlich – von überlebensnotwendiger Unterstützung und Hilfe abgesehen – durch eine innere Ungebrochenheit, durch unbeirrbarere innere Stärke. Auf ganz andere Weise als die Lyrikerin erzählt Margaret Atwood eben davon in ihren Romanen: im „Report der Magd“, in „Alias Grace“ (1996) wie in ihrem grandiosen kanadischen Zeitbild „Der blinde Mörder“ (2000). Doch so sehr beide Autorinnen den Opfern ihre Aufmerksamkeit, ihre tiefe und genaue Einfühlung und nicht zuletzt ihr Mitgefühl widmen, so dass diese vor uns erscheinen, als geschähe alles eben jetzt: als seien sie hier unter uns, ganz gegenwärtig und lebendig – so sehr teilen Nelly Sachs und Margaret Atwood auch noch ein tieferes Verständnis des Opfer-Daseins. Sie machen nicht bei der Klage, der Beschreibung von Schicksalen halt. Sie denken vielmehr den möglichen Umschlag vom Opfer- zum Täter-Sein immer mit. „Auf dass die Verfolgten nicht Verfolger werden“ ist ein Gedicht von Nelly Sachs aus dem Band „Sternverdunkelung“ überschrieben, und es ist darin die Rede vom „Urzeitpiel von Henker und Opfer, / Verfolger und Verfolgten, / Jäger und gejagt“ – von einem uralten „Spiel“ also, in dem die Rollen von Täter und Opfer sich, sobald die Gelegenheit dazu entsteht, umkehren können: Wer eben noch gejagt wurde, wird zum Jäger werden oder träumt doch wenigstens davon.

Margaret Atwoods gesamtes Roman-Werk ließe sich ohne weiteres unter diesem Fokus lesen. Wie und warum jemand zum Opfer gemacht wird, ist ihre Frage; wie er oder sie sich aus dieser Lage zu befreien versucht – und schließlich, was daraus resultiert: Rache zum Beispiel oder Vergeltung, oder auch nur die Befriedigung darüber, den potentiellen Mörder endgültig los zu sein. Dies setzt voraus, aus einer Position tödlicher Schwäche in diejenige einer wiederum bedrohlichen Stärke zu wechseln. Denn wer eben noch das Opfer war, kann später mindestens zum Kläger werden – wenigstens dort, wo Legalität

mit einklagbaren Regeln waltet. Doch geben beide Autorinnen immer wieder Zeugnis von schier unendlich erscheinenden Zeiträumen, in denen die Grundsätze von Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit außer Kraft gesetzt sind, in denen Unterdrückung, Verfolgung, Todesdrohung herrschen. Im Falle von Nelly Sachs, deren Exil-Werk dem Totengedenken gewidmet war, kreist alles um die Erfahrung des Holocaust – bei Margaret Atwood finden wir das „Urzeitpiel von Henker und Opfer“ in anderen Räumen: in der bürgerlichen Familie wie in ganzen Gesellschaften, in ihrem jüngsten Roman „Das Jahr der Flut“ (2009) schließlich in einem globalen Verheerungs- und Vernichtungs-System.

Beidemale, bei Nelly Sachs wie bei Margaret Atwood, geht es um das Ungeheure, das Menschen Menschen antun können, um ein entgrenztes, die Grenzen anderer Lebewesen mutwillig und planmäßig überschreitendes Verhalten. Beide Autorinnen umspannen, wenn sie von solchen Leidenswegen erzählen, weite Zeiträume: Bis in alttestamentarische, mythisch-religiöse Zeiten reichen die Bilder und Verortungen der Gedichte von Nelly Sachs zurück, Margaret Atwood aber dringt mit ihren Vorstellungswelten bis weit in die Zukunft hinein vor. Von menschengemachten Menschheitskatastrophen aber handeln beide, und beide wissen: Hier haben wir es keineswegs mit zufälligen Entgleisungen eigentlich grundlegender Verhältnisse zu tun. Hier geht es um unsere konkrete Geschichte, der unbeteiligt ihren Lauf zu lassen schon den ersten Schritt ins Unheil des Einzelnen wie ganzer Völker bedeutet – und demnächst möglicherweise die Auflösung der Welt-Zivilisation. „Zwischen Gestern und Morgen“, heißt es im „Chor der Tröster“ von Nelly Sachs, „steht der Cherub / (...) Seine Hände aber halten die Felsen auseinander / von Gestern und Morgen / Wie die Ränder einer Wunde / Die offenbleiben soll / Die noch nicht heilen darf“ – die, würde Margaret Atwood wohl hinzufügen, nicht heilen wird und, in unserem ureigenen Interesse, auch niemals heilen darf.

Diese grundlegende Übereinstimmung aber ist zugleich der Punkt, an dem die Wege der beiden Dichterinnen sich trennen. Denn Margaret Atwood geben die Erfahrungen des abgeschlossenen 20. wie des soeben begonnenen 21. Jahrhunderts ein noch weiter reichendes Wissen, noch andere Kenntnisse und Erkenntnisse mit, als die Überlebende Nelly Sachs sie im Nachkriegs-Stockholm hatte haben können. Programmatisch hat sich Margaret Atwood daher in ihren Romanen seit Beginn des dritten Jahrtausends der Zukunft zugewandt, ja, sie hat sich literarisch wie in ihrem persönlichen Handeln einem

„Projekt Zukunft“ verpflichtet: Was das vorige Jahrhundert an Schrecknissen, Verheerungen und Vernichtung im weltweiten Maßstab aufhäufte, hier nun fließt es zusammen mit Bildern einer drohenden Welt-Zerstörung, die uns die Naturwissenschaften schon seit einigen Jahrzehnten vorrechnen. Denn seit Längerem hat es der Mensch nicht mehr nur auf den Menschen abgesehen; inzwischen hat er sich zum Zwecke globaler Gewinnmaximierung auch der Natur bemächtigt, mit teilweise irreversiblen Folgen, nicht zuletzt für den Menschen selbst. Wer sich die Konsequenzen der gegenwärtigen Raub- und Vernichtungsökonomie für das Leben auf unserem Planeten vorzustellen versucht, dem werden tröstende Bilder von reiner Schönheit nur schwer noch einfallen – Schreckens-Vorstellungen drängen nach vorn.

Margaret Atwood sieht die Bedrohung des Einzelnen im gesellschaftlichen wie im Natur-Ganzen bereits in unserer Gegenwart wirken. Ihren Zukunfts-Romanen „Oryx und Crake“ (2003) und „Das Jahr der Flut“ ist buchstäblich abzulesen, dass all ihre phantastischen Szenarien, Bilder und Figuren sich auf den letzten Stand der wissenschaftlichen Forschung gründen – sie denkt in diesen Büchern gewissermaßen unsere Gegenwart voran und: Sie denkt sie in drastischen Bildern zu einem vorläufigen Ende. Da mangelt es folglich weder an Brutalität, mit der Menschen gegen Menschen (und gegen die Natur sowieso) vorgehen, noch fehlt es an Gewissenlosigkeit, mit der das wissenschaftlich und technisch Machbare auf eine ohnedies schon in ihren Werten und Taten deformierte Zivilisation losgelassen wird: Der Mensch als triebgesteuertes Wesen hat sich, folgen wir Margaret Atwoods Romanen, seit alttestamentarischer Zeit nicht allzu sehr verändert – nur sind seine Möglichkeiten, sich gleich die ganze Welt anzueignen, auf furchterregende Weise gewachsen.

Doch dann tritt uns Lesern auf einer vom letzten mächtigen Unwetter noch dampfenden Wiese plötzlich eine kleine Herde in allen Farben schillernder „Mo’Hair“-Schafe entgegen, wir begegnen transgenen Kaninchen in anmutigem Hellgrün und treffen auf den „Wakunk“, einen genetisch aufs Niedlichste und Zutraulichste veränderten Waschbär – für einen Augenblick ziehen Frieden und Freundlichkeit ein, heraufbeschworen mit einem unübersehbaren ironischen Augenzwinkern. Auch dort, wo es um die gesellschaftlichen Zustände geht, sind Margaret Atwoods Erfindungen von wissendem Ernst und phantastischer Heiterkeit zugleich geprägt: Selbst diejenigen, die früh die Zeichen der Zeit verstanden haben und ihre Lebensweise entsprechend einrichten, erscheinen im jüngsten Roman in ihren Umgangsformen und Gewohnheiten,

mit ihren Überlebens-Techniken und frommen Gesängen als gleichermaßen kuriose wie ernst zu nehmende Figuren.

Und gerade dies, denke ich, ist das äußerst schwer zu vollführende Kunststück, auf das wir heute so dringend angewiesen sind: das Schwere, Grauen Erregende in Geschichte, Gegenwart und Zukunft nicht zu verdrängen, all unser Wissen also nicht in den Wind zu schlagen und etwa durch besinnungslose Ablenkung von uns zu schieben (auch darüber, wie so etwas zugeht und was für gesellschaftliche Folgen es hat, kann man bei Margaret Atwood viel Einprägsames lesen). Worauf es ankommt, ist die Fähigkeit, das Gewicht unseres Wissens mit scheinbarer Leichtigkeit zu schultern, die Bilder dessen, was absehbar kommt, wenn wir uns ihm nicht entgegenstellen, mit so viel Farbe und, tatsächlich!, unterhaltsamer Phantasie zu entwerfen, dass die Lust am Wissen- und Verändern-Wollen schließlich die Furcht vor der Erkenntnis und den Mangel an Trost überwiegt. Nur so nämlich ergeht aus dem souveränen Spiel der Phantasie die Aufforderung an den Einzelnen, selbst, in seinem eigenen kleinen Leben, etwas gegen das Ungeheure zu unternehmen – Margaret Atwood führt es uns als unausweichlich und doch überwindbar vor Augen.

Die „Ränder der Wunde“ unserer gemeinsamen Geschichte offen zu halten, wie Nelly Sachs es verlangte, und dabei alle Hoffnung auf die Berührbarkeit des Einzelnen zu setzen: Margaret Atwood zeigt uns in einem Werk voller Erfindungslust, Schrecken und Schönheit, wie dies geschehen kann – wie es, in unserer Zeit, mit unseren Vergangenheiten und Aussichten, geschehen sollte. Dafür ehren wir sie heute: Ich beglückwünsche Sie, liebe Margaret Atwood, von Herzen zum Nelly-Sachs-Preis!

© Frauke Meyer-Gosau, 2010

*Sperrfrist bis zum 21.03.2010, 11 h*